

Tage beim Ammorche mitgenommen und so wurden Hofers's ichthe...
Ueberreste bis Trient mitgeführt, dort durch den Oberarzt Wurlo...

Die Guillotine im Mittelalter. Als in v. J. das „Jubiläum“ der Guillotine gefeiert wurde, wurde darauf hingewiesen, daß dieses „Ausfließen“ war dem Namen, aber nicht der Sache...

Allerlei Epigrammen. Einen interessanten Vortrag hielt dieser Tage Herr Dr. Hermann Stadler an der Berliner Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins...

Der Briefkasten als Uhr. Es war weit draußen in der Peripherie Berlins, so berichtet man von dort, wo es keine Normolphnen und keine Uranianen giebt...

Der berühmteste Genoss Auslands - so lesen wir im „Zeitgeist“ - war seiner Zeit Zuminat in Nizza. Er wehrte beständig Schiller's Geschichten den Eingang in Auslands...

Kreisel gegen Christus, so präsen, daßselbe zu können wie er. „Allen Sündern sei vergeben.“ Der Teufel auch, das würde eine schöne Wirklichkeit werden.

Ein Ministerpräsident und seine Kollegen. Aus Budapest berichtet der „Bester Abend“: In der von Baron Bela Hgel veranstalteten Soirée, an welcher Abgeordnete aller Parteien...

Kunstverkündnis. Im Theater zu L. wird Shalepeare's „Othello“ gegeben. In der vierten Scene des 3. Aufzuges ist zwischen Desdemona und Othello von dem bekannten Tadelstich die Rede...

Kasernenhöfblüthe. Unteroffizier: „Kerls, wenn ihr mir eure Hände nicht besser einreibt, dann wer' ich euch mit dem Schießprügel daher losen, daß auch die Karstojnen von heute Mittag wie Nechtglugeln durch die Knopflöcher geflogen kommen.“

Opferwillig. Frau: Du wilst mich schon so früh verlassen, lieber Max? - Bräutigam: Ein Jahr meines Lebens würde ich darauf geben, könnte ich noch länger bei dir bleiben! Aber du weist, wir haben heute Sitzung im Niederklub, und da muß ich fünfzig Pfennig bezahlen, wenn ich zehn Minuten zu spät komme!

Höfliche Grobheit. A.: Herr, einer von uns beiden muß verrückt sein! - B.: Bitte, mein Herr, Sie haben den Vorrug!

Was ein Hafen werden will - Lehrer: Guter Klassenlehrer ist fröhlich, ich werde daher heute für ihn bei euch Schule halten; was für eine Vertion hat ihr denn heute, Marie? - Marie: Heiratshandlung von Weisig!

Nicht einmal! Als der verstorbene Thierhändler Jamerka seine zweite Frau verlor, kam ein Freund, um ihn sein Beileid zu bezeugen. Jamerka stimmte ihm dankend zu und bemerkte: „Da, wo ich mich am besten fühle, ist bei euch Schule halten; was für eine Vertion hat ihr denn heute, Marie?“ - Marie: Heiratshandlung von Weisig!

Geunthung. Förster: Nun, Herr Kommerzienrath, wieder nichts getroffen? - Schwan Se nur, wie der Hof reunt!... Geberdet hat er sich doch!

Zurückgewiesen. Fremder (bei beim Besuch des Schlosses den Haushofsch des Herzogs muster): Der Herzog bedient sich wohl beim Nanchen einer Spitze? - Kastellan: „Seine Hoheit bedienen sich überhaupt nicht.“

Stilblüthe. In einem schweizerischen Blatte hat die „Neue Zür. Ztg.“ folgenden erfreulichen Ausdruck gefunden: Die Rede des Herrn A. ging zu hoch hinaus, indem sie die unentgeltliche Beerdigung als den Schlüssel zu einem würdigen Dasein der Menschen darstellte.

Vom Kasernenhofe. Feldwebel: Se, Müller, etwas vernünftiger dreinschauen - Gehlen markiren!

Abgelehnt. Er: Ach, gnädiges Fräulein. Sie machen mich nie ein freundliches Gesicht! - Sie: „Sie sind eben nie da, wenn ich eins mache!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Rathgeber bei der Berufswahl unserer Söhne in Bezug auf die gewöhnlichen Berufsarten und die Beamtenlaufbahn von Ernst Rudolph, Schuldirektor in Chemnitz, Bittenberg, R. Herrold's Verlag (H. Herrold). In vorliegendem Bunde erhalten die Leser prächtige Winke, wie durch aufmerksamere Beobachtung der Fähigkeiten eines Knaben die Wahl seines künftigen Berufes in vielen Fällen wesentlich erleichtert werden dürfte. In vieler Hinsicht sind über 100 einzelne Berufsarten nach Weisig, Anforderungen und nach ihrem materiellen Erfolge besprochen. Auch die Beamtenlaufbahn ist berücksichtigt worden.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 62. Halle a. d. S., Dienstag den 14. März 1893.

Der Honderling. Roman von H. Feldberg.

Dann, als sie allein waren im Garten, blickte er sie forschend an und sagte: „Fräulein Rosa, ich habe eine erste Frage an Sie zu richten.“

Rosa blickte zu ihm auf, und dann sente sie erröthend das Köpfchen.

„Im Auftrage meines Freundes, des Grafen,“ fuhr er fort. „Rosa blickte ihn wieder fragend an, und Doktor Justus fuhr fort: „Mein Freund, Graf Schönburg, hat von Ihrer Zergensigkeit Ihrer Menschlichkeit gehört. Er verehrt Sie innig und läßt durch mich Sie um Ihre Hand bitten.“

Es klang bekommen mit plötzlich zitternder Stimme und angibt blickte Justus in Rosa's Antlit. „Alles das war es, dachte Rosa, deshalb war er so verändert, deshalb so aufmerksam und liebevoll, weil er der Werber war, der Vertreter des Grafen Schönburg; nicht für sich warb er, für einen anderen, ihr fremden Mann.“

Die Thränen flogen ihr wieder brennend heiß in die Augen, aber sie hob ihr Köpfchen stolz und sprach mit bebenden Lippen: „Sagen Sie Graf Schönburg, daß sein Antrag mich erbt, aber ich muß ihn ablehnen; ich kenne den Grafen nicht und liebe ihn nicht.“

In Justus' Augen blickte es freudig auf. „Mein Freund wird unglücklich sein. Er hatte den Gedanken an eine Ehe längst aufgegeben; nur die Schilderung Ihres Wesens hat ihn wieder daran denken lassen. Wollen Sie nicht überlegen, Rosa?“

Rosa: - wie süß, wie zärtlich es klang im Ohr des Mädchens! „Rosa schüttelte heftig den Kopf: „Nein, es bedarf keiner Ueberlegung.“

Jetzt sagte Justus ihre Hand, und leise, flüsternd fragte er: „Sagt Rosa, werde ich nicht selbst? Rosa, wollen Sie mein Weib werden? Ich kann Ihnen nicht viel bieten, ein reichliches Herz, das es treu mit Ihnen meint, und meine Arbeitskraft. Wollen Sie beides, wollen Sie mich lieben, immer?“

Rosa schlug beide Hände vor ihr Gesicht; sie zitterte, und kein Wort hätte über ihre Lippen kommen können, so erregt war sie, so glücklich.

Es bedauerte auch keines Wortes. Er zog sie an seine Brust, und sie schmeigte ihr Köpfchen an seine Schulter. „In Ihres Auge stand eine Thräne des Glücks. Was er sein Leben lang vergebens gesucht, jetzt ward es ihm zuteil ein Menschenherz, das ihn liebte um seiner selbst willen. Er drückte Rosa fest an sich, und dann sagte er leise: „Aber Graf Schönburg darfst du doch keine Noth geben, denke dir, er ist ein Graf, und ich bin ein armer Doktor, überlege es dir noch einmal.“

Rosa legte ihm ihre kleine Hand auf den Mund und schüttelte abwehrend das Köpfchen: „Nein, nein, sprechen Sie nicht mehr von dem Antrag des Grafen, ich bitte Sie darum!“

„Sie? Ich bitte dich darum, so heißt es jetzt, Rosa, meine Braut, mein Weib!“

„Und nun geben wir zu Mama, und wenn sie mich zum Schwiegereltern haben will, dann will ich heute meine Verlobung proklamiren, und die Feldener sollen ein Fest haben, wie kein weiteres wiederkommt; ich doch feulen ein Glückstag, ein großer Glückstag für dich und mich und ganz Felden!“

„Rosa legte ihm ihre kleine Hand auf den Mund und schüttelte abwehrend das Köpfchen: „Nein, nein, sprechen Sie nicht mehr von dem Antrag des Grafen, ich bitte Sie darum!“

„Sie? Ich bitte dich darum, so heißt es jetzt, Rosa, meine Braut, mein Weib!“

verklärt beide auszuhen, und sie errieth, was sie von ihr wollten, als ihre Blicke sie suchten. Freudig gab sie ihren Segen zu der Verbindung Rosa's mit dem Doktor, den sie sehr hoch schätzte, dem sie ruhigen Herzens das Glück ihres Kindes anvertraute.

Auch Gertrud erfuhr es bald, daß Rosa mit Doktor Justus sich verlobt. Ein merkwürdiges Gefühl kämpfte in ihrer Brust. War es Haß, war es Eifersucht? Sie wußte es selbst nicht, aber sie dachte daran, wie schrecklich es für sie sein würde, Doktor Justus in Zukunft als Verwandten zu betrachten. Der Gedanke allein tröstete sie, daß sie bald sich mit Gintther Schönburg vermahlen würde und dann fortzog aus Felden, um sobald nicht wiederzukehren. Ihre stolze Stirn zog sich jedoch in Falten, und finsternen Blicks murmelte sie: „Schade, dieser Doktor wird mir den Ausenhalt auf dem Schlosse verleben.“

Sie dachte an das Schloß Schönburg mit dem stolzen Gesicht der zukünftigen Herrin; sie glaubte, es müsse ganz so kommen, wie sie es sich erträumt von der Glücksgöttin, für deren Schöpfkind sich zu halten sie ein Recht zu haben glaubte.

Als sie ihrem Verlobten, Gintther Schönburg, die Kunde brachte von Rosa's Verlobung, war sie betroffen von dem Fardemwechsel derselben; er erblaste sich, und dann wurde er toth und verlegen.

„Es ist auch mir unangenehm, den Doktor zum Schwager zu bekommen, aber Mama und Rosa schmelzen in Entzücken,“ sprach Gertrud im Stillen, daß der bürgerliche Schwager ihrem Verlobten nicht unwillkommen sei.

„Sie haben auch allen Grund dazu,“ konnte Gintther sich nicht enthalten zu sagen.

„Wie hoch zu diesen Doktor Justus werde ich gehen! Eine Baronesse werden hätte ich nicht annehmen dürfen; aber mir sind Sie arm, und Rosa ist verlobt in ihren Arm, das wußte ich schon lange“ entgegnete mit Bitterkeit Gertrud.

„Seine Schwester Rosa hat Glück gehabt, Geliebte, mehr als du,“ lachte Gintther auf, aber es klang seltsam gemungen, dies Nachen. Nun war es plötzlich aus mit allen Erbauungen, dachte Gintther Schönburg; er blieb ernst und nachdenklich während des ganzen Festes.

„Wie räthselhaft du heute bist, Gintther!“ bemerkte Gertrud, und forschend blickte ihr Auge in das ihres Verlobten; er sente seinen Blick, es wurde ihm unendlich schwer, sein Geheimnis zu mahren. „Nicht an diesem Tag schwebe es ihm auf der Zunge laut hinauszurufen: „Dort ist der Mann, den ihr heute liebt; er ist es selbst, der Graf, dessen Wohl ihr trinkt, dessen Verlobt ihr heute alle singt. Witten unter euch ist er, den ihr jetzt glaubt!“ Auch Rosa hätte er es juramen mögen, ihr sagen „Du Glückstind weißt nicht einmal, welches Noth dir blüht an der Seite des reichen Majoratsberren von Schönburg, den du für einen armen Doktor hältst, der dich nur mühsam ernähren soll von seiner armeneligen Praxis in Schönburg und Felden.“

„Wie Gertrud es aufnehmen würde, wenn sie es erfuhr, fragte sich Gintther immer wieder.“

Er hatte keinen Dank gewünscht zu seiner Verlobung, und dieser hatte ihn beiseite gezogen und ihm eingehend, sein Wort zu sagen, das den Schleier, der über seiner Personlicht lag, lüften konnte.

Schon und festlich verzog der Tag den Feldenern. Ein Gottesdienst im Freien erhob die Gemüther aller. In wohlgeleitetem Hede hielt der Pfarrer den Anwehenden vor, wie bedeutungsvoll dieser Tag für Felden sei, das einer neuen Zukunft entgegengehe. Den Weg der Arbeit solle es wandeln und blühen und gedeihen unter dem Schutze des edlen Grafen, der sich seiner Noth erbarnt. Arbeit, treue, ebrliche Arbeit solle hinführt die Lösung sein, wie sie dem Menschengehächte aufge-

Die Redaction verantwortl.: Albert Gosting in Halle.

Druck und Verlag von Carl Böttch in Halle a. d. S.



geben von Anbeginn bis zum Ende. „Im Schweige meines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Dieses Gotteswort zu erlangen und treulich zu halten, ist selten bestimmt, und Zuredenheit ist der reiche Lohn für ihre Arbeit. Die Zufriedenheit, die allein beglückt, die emporsieht über Noth und Armut, sie solle einleben in Frieden für immerdar, das war der Wunsch des Pfarrers, als er seine Predigt schloß, und die Gläubigen blickten zu ihm auf, und eine Athmung beschlich sie von dem Glücke der Zufriedenheit.

Hefmah, Tanz, Musik, Feuerwerk folgten hintereinander, und die geliebten Tafen boten in Hülle und Fülle Erquickungen und Genüsse, denen sich jeder hingeben durfte, der ein Gast des Grafen Schönburg war.

Am höchsten brauste der Jubel, als Doktor Justus' Verlobung mit Baroness Rosa bekannt wurde.

„Rosa, liebes Kind, Sie haben ein großes Glück gewonnen,“ sprach Frau von Wreden bedeutungslos zu der jungen Braut und küste sie innig. Dann blickte sie zu Justus hinüber, der mit ihrem Vatern lebhaft sprach, und schüttelte ihr Haupt. „Ein Sonderling ist er, aber ein edler, guter Mensch; ich gläube ihn zu verstehen — er hat sein Ziel jetzt erreicht, ein Weib gewonnen, das ihn lieb und seiner selbst willt, und die Menschen kennen gelernt unter seiner Waise,“ dachte sie, sehr überzeugt, daß Doktor Justus und Graf Schönburg eine Person seien. Sie war die einzige, die ihn erkannte, die ihn nicht vergessen hatte in den langen Jahren seiner Abwesenheit vom Schlosse Schönburg; aber sie erlief sein Geheimniß auch jetzt noch, und selbst zu ihrer Fremdbin, der Baronin von Wreden, sprach sie nichts von dem, was sie wußte. „Er wird sich entziehen, wenn er die rechte Stunde gewonnen glaubt.“

Schön, wie das Fest begann, endete es auch.

Im Mondlicht eines hellen Herbstabends ritten Doktor Justus und Günther Schönburg hinüber nach dem Schlosse. Sie schwiegen beide und trennten sich mit wenigen Worten für die Nacht.

Nur wenige Tage noch blieb Günther auf Schlosse Schönburg. Sein Urlaub war abgelaufen, er kehrte zurück in die Heiden, ein ganz anderer als zur Zeit seiner Abkunft. Es war ihm, als lägen Jahrzehnte zwischen damals und jetzt.

Justus blühte ihm nach, als er Abschied nahm, und nickte befricdigt: „Der Kern in ihm ist ein guter, ich hoffe, doch noch Freude an ihm zu haben, und möge er glücklich werden mit seiner Gertäub; ich bin es mit Rosa, meiner holden, zarten Blume, die ich begen und pflegen will an meinem Herzen.“

Ein glückliches Pächeln verhönte sein Antlitz wunderbar. Wenige Monate darauf fand die Vermählung Günther Schönburgs mit Gertrud haben statt. In diesem Tage entdeckte sich Justus seiner Braut und den Bräutigam. Rosa glaubte zu träumen und Gertrud verblühte födlich. Justus ließ sie an, und wenn er jemals Durst nach Rache empfunden, so wurde der jetzt gestillt, als er sah, wie Gertruds wirrer Blick von ihm zu Günther, ihrem jüngern Gemahl, hundertglück und sich dann senkte, um eine Träne zu werben, die langsam und schwer über ihre marmorbildete Wangen floß; als er sah, wie ihre schönen, weißen Zähne sich in die hohen Lippen bohrten, und ihre Brust heftig wegte im Kampfe der Gefühle, die sie bekämpften.

Sie hatte ihren Herzen verboten, seiner Waise zu folgen, sie hatte ihn verflucht um äußeren Glückes willen; nun war sie die Betrogene, und Rosa hatte das beste Theil erwählt.

E n d e.

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Viktor Wulfagen.

Anfang Oktober wird der Prozeß entschieden, der Kapellmeister zur Zahlung verpflichtet. Er hat sich gar nicht gemeinet. Das sieht sich nach dem ganzen Oktober hin: dann kommt ein Protokoll vom Erzturator.

„Abendung fruchtlos, das ganze Mobiliar und Hausgeräth gehört der Frau.“

Und es kommt noch etwas: ein Brief des Büchlenmachers, ein Enttäglich atmen der Brief. Aus dem ganzen Weichnachts-Geschäft wird nichts. Inwend ein Mensch muß von der Meientantschere geholt, sie gehen haben — eine Legion Meientantschere sind auf den Weichnachtsmarkt gekommen worden, in Berlin hat sie jeder einfüchtige Laden. Rabens-Ehre sagen, für die Weichnachts könnten sie damit gar nicht mehr kommen, es frage sich überaus, ob damit noch ein Geschäft zu machen sei. Freilich, die Schere sei eine total andere, die Worte des Meientantschere seien hier in die Seite gekommen, und deshalb könnten diese Scheren dem Vergleich mit seiner Schere nicht aushalten. Aber eben jene Verleumdung lässe es fraglich erscheinen, ob der Epikure, der die Idee der Meientantschere gehalten, gefällig zu lassen sei. Witter und Wundenburg meinen, sie wollen es mit einem Prozeß probieren, freilich könnten sie nicht für den Erfolg garantiren, es fäme auf das Urtheil des Richters an, und das sei nie zum Voraus zu berechnen. Ob Keller die Kosten daran wenden wolle?

Daran wenden? Die Kosten? Er hat ja nichts, er ist da im 2000 Mark geprellt worden und außer sich darüber — er soll 4000 Mark schaffen, und hat keinen Fennig — er hat auf eine Weichnachtsseimahme geredet und sich glänzend gefühlt und nun soll er noch die Kosten hinter einem zweifelslosen Prozeß herheulen.

Das ist einfach zum Verstande!

In dieser verdammten Meientantschere wird er zu Grunde gehen. O, warum hat er nicht statr ihre Weichnachtsseimahme mit dem verborgenen Raubchild, oder die schwanzwandelnde Gute oder sonst etwas Anderes gewählt! Ist er denn wie Versteigt vom Unglück?

Dieser Glückliche!

Er läßt ein Telegramm ab: „Fahrstation womöglich vorläufig einstellen.“ Und er schreibt einen Brief hinterher: Man müsse der zweiten Meientantschere für die Weichnachten den Markt lassen, das helfe nichts. Einen Prozeß, der irgendwem wider, wünsche er nicht. Es habe daher auch keinen Zweck, jetzt weiter zu fortfahren.

Er hat den süßen Gedanken: daß er durch diesen Unglücksfall wenigstens von der Beschaffung der 4000 Mark auf längere Zeit hinaus erlöset wird. Kommt Zeit, kommt Rath!

Der Weichnachtsmacher schreibt zurück: „Sch kann nur bedauern, daß Sie gegen diesen Lumpenbund, der mir die Idee meiner Meientantschere gestohlen, nicht vorgehen wollen. Es ist noch

gar nicht gelangt, daß wir nicht durchkommen und er zu Entschädigung verpflichtet wird. Mit dem Fabrikanten habe ich gesprochen, der freit sich auf unsere Geschäftskommunikation, wenigstens will er auf alle Fälle für 6000 Mark fortsetzen.“

„Gut,“ schreibt Keller zurück, „er soll für 6000 Mark fertig machen und dann einhalten. Wir können ja viele erst verjudenweise auf den Markt bringen.“

„Eine Idee!“ melbet triumphirend der Büchlenmacher. „Ich werde Dienstleute nehmen und andere Meientantschere bis zum Herbst den Straßen hier verlaufen lassen. Es wird doch ein Geschäft gemacht, zugleich die Probe, wie der Markt geht. Ich zweifle gar nicht an Erfolg. Wer unsere Schere gesehen hat, kennt die andere nicht. Sind Sie einverstanden?“

Antwort: „Ja, wenn keine Auslagen davor verbunden sind.“

Eine Zeit ist von Keller's Seele gewidert: die Sorge um die 4000 Mark. Das Leben sieht ihn nicht freundlich an. Eine Idee! Aber was ist aus seinem schönen Gewinn geworden! Eine Hypothek von 10,000 Mark, auf der 5000 Mark Schulden ruhen, für 6000 Mark Meientantschere, ein Schuldbüchel für 500 Mark und einer für 5000 Mark von seinem Schwager — diese beiden ohne jede Sicherheit.

Das hilft ihm nichts. Sein Schwager schreibt: die 4000 Mark sind nicht süßig zu machen — ihm ist das jetzt gleichgültig.

Es ist wahr: er hat sich in diesem Wirrwarr von Verdrub, Aufregung und Sorge sehr wenig um die brauen Hausleute befümmert. Und wenn er wie sonst der Abend unten abdrückte, ist er wenig arth und lebenswändig, vielmehr recht hart, einfüßig und langweilig gewesen. Fräulein Minna hat ihm das mit großer Zurückhaltung und überlet bösen Neben begünst, die er gar nicht bemerkt zu haben scheint.

Ist er denn wirklich früher so weil gegangen, daß die Frauen Grund haben, ihn für einen ewständigen Weiberer um Fräulein Minna zu halten?

Eines Morgens bringt Frau Weiermeister den Kaffee und „möchte ein erstes Wort mit ihm reden.“ Ihre Tochter ist überdaran. Der viele und intime Umgang des Herrn Keller mit derselben habe alle früheren Weiberer um sie verdrängt, weil jeder voraussetzte, der Weiber habe entliche Absichten. So könnte das nicht fortgehen, ihre Tochter habe jetzt ihre beste Zeit zum Verdraben, und Herr Keller müsse sich entscheiden: entweder er erlöse sich für Minna, oder er müsse sich von den Frauen zurückziehen. Sie halte ihn für einen sehr ordentlichen und ausständigen Mann — aber alles habe seine Grenzen.

Da sang allerlei wieder, was die Frauen unter sich gesprochen haben mochten; sein Benehmen in der letzten Zeit hatte sie offenbar aufällig gemacht.

Keller dachte an Selma Wehring. Der Winter kam wieder, ihr Geburtstag, die Gesellschaften, das Gekränken. . . wenn er sich denn einmal entscheiden würde, so wäre es doch nicht gemein, die Chancen auszugeben, die er auf seiner Seite hatte und welche sein Herz unterstützte.

„Ja — wenn Sie durchaus auf eine Entscheidung bestehen: jetzt kann ich nicht daran denken, mich zu verloben, Frau Weiermeister. Ich habe in geschäftlichen Unternehmungen und Sorgen, die ich unbedingt erst befeitigen muß. Sie wissen, ich habe Fräulein Minna ganz gern, aber wenn sie durchaus nicht worten kann“ (hier spielte er den Empfindlichen) — „so will ich nicht im Wege stehen. Das wäre jundstöß. Wenn sie eine gute Partie machen kann, um meinetwillen soll sie sich die nicht verhängeln.“

„Bitte Sie denken, Herr Keller, und hier wird sie stößt; ich hätte es aber, offen gesagt, nicht für sehr nett, einem Mädchen nicht in den Kopf zu legen. Was so zum Amentent — da ist meine Tochter doch zu gut erzogen. Nehmen Sie mir das nicht übel.“

„Nein, gar nicht, Frau Weiermeister. Ich glaube betnach, Sie haben Recht.“

„Na, dann wissen wir's ja!“ — Damit geht sie aus der Thür.

Das ist doch wieder eine ärgerliche Geschichte! Was wird das nun geben! Mit den traulichen Abenden ist das nun jedenfalls vorbei. Die Frauen werden ihn; Frau Weiermeister spricht das Nöthwendige mit ihm, Fräulein Minna gar nichts — kann das sie ihn grüßt, und wenn, so geschieht das mit einem höflichen Lächeln.

Er trägt an Geburtstage wieder einen wunderbaren Blumenkorb aus Weiden und Theorien zu Wehring's. Fräulein Selma ist nicht nur sehr liebenswürdig zu ihm — sie hat sogar etwas Weiches, Trümmertliches, ein so glühdliches Lächeln an sich, wie früher nie. Und das gibt einen Langbened, der den Glücklichen mit den vorwärtigen Empfindungen erfüllt. So offen, so ganz rückhaltlos zutraulich ist Selma Wehring wohl überhaupt noch zu niemand gewesen. Auch die Eltern und Mutterweid's behandeln ihn noch weit herzlicher wie früher.

Was ist ihm Minna! Was bedeuten seine geschäftlichen Sorgen! Und wenn der ganze Lotteriegewinn zum Geier geht. . .

„Bald darauf hat man den ersten froh. Aber gleich einem ausgegeben! Die Gewässer starrten, nach drei Tagen schon sind sie für Eisbergungenen frei gegeben.“

„Geben Keller wird morgen sprechen, morgen ist Sonntag, er zu jeder Stunde für sie frei. Ein famoller Vorwand für einen Besuch! Er summt den ganzen Weg und sein Herz schlägt hoch.“

„Fräulein Wehring zu sprechen?“ frag er das öfene Mädchen.

„Ich will mal nachfragen.“ Und dann: „Bitte nur einzutreten.“

Die Damen sitzen in ihrem blauen Boudoir, aber nicht allein. Da ist eine Uniform, ein Meientantschere, und die Wahrheit zu gestehen, ein sehr eleganter und ständiger Mann.

„Ich darf die Herren vorstellen,“ sagt Frau Wehring freundschaftlich: „Herr Keller, unter Buchhalter und Brodruß!“ — „ein berühmter Lotteriegewinner!“ — „Fräulein Selma hinzu, die berühmteste Verkäuferin unsicher!“ — Herr Bremerlieutenant von Wälton“ schließt Frau Wehring.

Keller verneigt sich. Er hat diesen Meientantschere noch nie gesehen; aber er sieht ihm — vielleicht um deswillen — eine höchst unheimliche Empfindung ein. „Das ist ein Weiberer,“ schließt es ihm durch den Kopf. Alles Blut geht ihm zum Herzen, ihn schwindelt. Aber er muß sich zusammen nehmen, er muß beschreiben, daß er sich neben diesem Meientantschere nicht vertragen wegen morgen und seiner Hoffnung auf einen gewürcherten Eiswinter heraus. — „Wie schade,“ sagt Fräulein Selma mit einem lächelnden Blick auf den Mann, „morgen wird's nicht gehen, ich bin anderweit gebunden.“ Soll das eine Anspielung

Bunte Zeitung.

Eine geschichtliche Erinnerung. Wenig bekannt dürfte es sein, auf welche Weise der Leodann des am 20. Febr. 1810 von den Franzosen erloschenen Andreas Hofer aus Mantua in die heimathliche Erde zurückkam. Es war die Zeit anderer Offiziere des Arzler Jäger-Regiments. Das erste Bataillon dieses Regiments wurde 1823 aus einer italienischen Garnison nach Trent verlegt und beim Worsche in die Heimat traf es am 3. Jan. in Mantua ein, um am 9. zu ziehen. Am Abende des Mittages saßen in einem Gasthause der Citadelle von Mantua die Kapitulante Gd. Fhr. v. Sternbach, Sob. v. Hornelmann, Alexander Ghewalt, de Harenbaum, Meientantschere, Meientantschere und Meientantschere Georg Hauger beifammen und gedachten selbstverständlich in ihrer Gertäub, die in der Citadelle von Mantua aufgestellten ehemaligen Osterreichianer von Tirol, Andreas

Hofer? Der Meientantschere lächelt auch. „Ach — dann hoffentlich bald ein anderer mal.“ Und nun senkt das Gespräch in allgemeinere Betrachtung über Hofer, und nicht über. . . über den drei anderen Meientantschere liegt etwas wie ein blühender Nebel. Der Glückliche merkt am Ende, daß es Zeit wird, sich zu verabschieden.

„D —“ sagt er bei sich — „o — Teufel — das ist nicht gut; das stimmt nicht.“ Und dabei guckt es um seinen Mund. „Am, hm, hm“ — er fängt allmählig eine Weibliche Dampf zu summern an, aber kein Gedanke will ihm nicht kommen.

Diesen Abend verbringt er unheimlich zwei Stunden lang zwischen verumtummten Menschen, hellen Schallstuden und Gesätern herum, aber stützenden froh. Und dann sitzt er in die Nacht hinein, bis ein Uhr, in einem Kaffeehause, liest nichts, spielt nichts, frucht nichts, trinkt bloß in Rausen einen Schind und blüht mit unruhigen Augen ins Meer.

Manchmal glüht er einen unverständlichen Laut von sich. Er sieht in Gedanken recht sehr verdrückt aus. Freilich liegt an seinem Geistesliche die Verlobungsangelegenheit von Fräulein Selma Wehring und dem Bremerlieutenant bei den Mannen Hans von Wälton.

Arbeit — Arbeit! Seine glänzende Hoffnung ist zerbrochen. Eine anwalde Zeit von Heiligkeit ist folgt, die er tapfer ausfällt; unter seinen Umständen darf er sich etwas merken lassen, sein Benehmen gegen Fräulein Wehring ändern. Er ist voll Galgenhumor — und innerlich so zerklüftet, so leer!

Ob er Fräulein Wehring wirklich geliebt hat? — Ja — so ganz sicher behaupten kann er das nicht. Er hat sich vielleicht nur die blühende Zeit in diese Empfindung, und der Schlag trifft meist sein Selbstgefühl als sein Herz.

Aber die Enttäglichung ist eine vollständige und weberschmerzende. Sein Herz hat augenblicklich nichts, woran sich wärmt. Minna? O — „Meine Minna geht vorüber, meine Minna kennt mich nicht,“ elstet er sich, und ohne die Neze. Wenn der Serzoq fällt, kann auch der Mantel fallen.“ Er ist fast in Glän.

Da schließt er ein trauriges Weichnachts heran. Er befinnt sich, ob er nicht zu seinem Schwager reifen soll, ach, die Glänlichkeit ist ihm vorläufig besessen. Er kann wenigstens ein paar nette Stellen für die Weichnachten paden, denn er bekommt Geld!

Der Büchlenmacher feiert einen Triumph. „Ich habe bisher über 5000 Stück Scheren abgesetzt mit drei Meientantschere in der Friedrichstraße, der Weichnachtsstraße und hinter den Linden.“ Er berechnet und 2000 Stück Meinentantschere haben er schon 800 Mark die Leute, Anlagen und ach, bleiben 1200 Mark, wozu ich 200 Mark für mich zurückbehalte und 5000 900 Mark ichide nebst dem zurückgewonnenen Anlagekapital in Höhe von 5000 Mark. Was habe ich gelagt? Wir schlugen eines Tages den Lumpenbund und Spitzbuben (einen faulen Solinger) aus dem Felde.“

Keller verliert über 1400 Mark, sie kommen wirklich an! Er nicht 1000 Mark zum Bankier, 400 Mark behält er für persönliche Auslagen zurück.

Morgen ist nun heller Abend. Er ist wieder zu Wehring's geladen — nein, er kann da nicht hingehen! Auch die Frage, wie er sich zu den Frauen unten im Hause verhalten soll, peinigt ihn. Am besten wird's wirklich, er verreise. Damit ginge er allem aus dem Wege.

Ein kurzer Entschluß — am andern Morgen befindet er sich auf dem Wege zu seinem Schwager. Hat er auch selbst seine Freude am heiligen Feiertag, zu bereitet er wenigstens Freude. „Meber Geschäftsfähigkeit sein Wort!“ räumt er dem Schwager beim Empfang zu. Und er ist der gute Bruder und Onkel, wenn auch seine Schwelger findet, er ist viel stiller geworden — und er habe doch alle Ursache, verärgert zu sein.

Es du Unstüch!

Was ihn sagen berührt, ist dieses Familienleben. Er kommt sich so einjam und wehrerlos vor, doppelt nach dem, was vorgegangen.

(Fort. folgt.)

Hofer. Als treue Söhne Tirols bezauberten diese Offiziere, daß der Leodann des großen Österreichsberühmtesten Mann der heimathlichen Erde zur einzigen Ruhe gebettet sei. Da kam einem der Offiziere der Gedanke, die Gebeine Hofer's in die Heimat mitzunehmen. Und diese Anregung wurde zur That. Die Offiziere holten einige mit Anhangung ausgerüstete Jäger der Citadelle, Antonius Mandl, in besten Orden Andreas Hofer begabten worden war; der Breiterer stürmte sich anständig, selbst aber doch schließlich den Offizieren die Grabstelle. Am Weite der fünf Offiziere, des Oberarztes Murko, des Pfarrers Mandl und des Mannes, welcher seiner Zeit das Grab gegabten hatte, stürzten in der finsternen, kalten Nacht die Jäger das Grab, dessen Erde selbstergraben war; Oberarzt Murko sammelte die Gebeine, verpackte sie in eine Kiste, und Pfarrer Mandl stellte sofort ein Zeugnis über ihre Echtheit aus. Diese Kiste wurde am folgenden

